Werner Stephan
Direktor der Bibliotheken
Universität Stuttgart

Freund oder Feind?
Wissenschaftler, Verlage, Bibliothekare und Nutzer im Dschungel des elektronischen Publizierens.

Freund oder Feind mag sich als Überschrift durchaus martialisch anhören. Immerhin ist es ein Slogan, der an allen Frontlinien der vergangenen Jahrhunderte in Gebrauch war. Besonders fällt mir dazu die Situation eines belagerten Forts ein. Sie wissen schon - ein Teil sitzt drinnen und verteidigt Leben und Hab und Gut, während derweil Andere versuchen, durch wütendes Anrennen, das Bollwerk zu knacken. Und manchmal sieht man in der Ferne die Rettung kommen.

Aber manchmal scheint die Frage nach Freund und Feind tatsächlich auch in unserem Zusammenhang der wissenschaftlichen Publikationen berechtigt zu sein. Ich möchte an den Anfang folgende These stellen:

Die größten Chancen der Entwicklung des Informationsmarktes bestehen im Zusammenwirken aller Beteiligten.
Aber zwischen den Produzenten, Anbietern und Nutzern von Informationen bestehen durchweg gravierende Kooperationsprobleme.

Inzwischen gibt es zu dem Thema eine Reihe von Aufsätzen, Vorträgen und Stellungnahmen, die sich kritisch mit dem Thema befassen. Ich nenne hier stellvertretend nur zwei:
Wim Luijendijk: Die Informationsindustrie. Quo Vadis, Odok Graz, 25.04.2001 (http://www.uibk.ac.at/sci-org/voeb/odok2001/wiml.pdf) und Kenneth Frazier: The Librarians' Dilemma, D-lib Magazine, März 2001). Beide beschreiben in den Kernaussagen eine Situation, die heute, obwohl einundeinhalb Jahre später, immer noch richtig ist und in vielen Punkten bestätigt wurde. Denken Sie nur an die von Wim prognostizierten Übernahmen und Konzentrationen auf dem Zeitschriftenmarkt bzw. bei Verlagen insgesamt.

Was ist denn tatsächlich passiert? Aufgeschreckt durch Preissteigerungen insbesondere auf dem Zeitschriftenmarkt, haben Bibliothekare große wissenschaftliche Verlage der Preistreiberei bezichtigt und Ihnen das Ausnutzen von Monopolstellungen vorgeworfen; diese konterten mit hohen Investitionen bei elektronischen Publikationen, sinkenden Auflagen, und hohen Wechselkursen.
Es zeichnet sich als Verlagspolitik, zumindest der großen international agierenden Verlage, folgendes ab:

1. Die wichtigen Wissenschaftsverlage aus dem Bereich der Naturwissenschaften, Technik und Medizin setzen mittlerweile auf die rein elektronische Veröffentlichung der neuesten Forschungsergebnisse. Erst nach einer Frist von einem Jahr und länger nach Veröffentlichung der elektronischen Form sind noch Printausgaben zu erwarten.
2. Die Verlage schließen künftig Bezugsverträge für Zeitschriften nur noch mit Bibliothekskonsortien ab und nicht mehr mit einzelnen Bibliotheken. Bei diesen Verträgen werden ausschließlich Zeitschriftenpakete gehandelt, keine Einzeltitel. Dabei gibt es zwei Finanzierungsmodelle.
   - Die Konsortien werden nur noch aus den zentralen Mitteln der Unterhaltsträger direkt an den Verlag bezahlt. Sie schließen die Zeitschriftenagenturen und Buchhändler, die vielfältige Dienstleistungen für die Bibliotheken erbringen, vom künftigen Geschäft aus. Bei Konsortialgeschäften werden – aus Sicht der einzelnen Bibliothek – immer auch Zeitschriftentitel beschafft, an denen lokal gar kein Bedarf besteht.
   - Wenn die über Konsortien mit den Verlagen ausgehandelten Zeitschriftenpakete nicht aus zentralen Mitteln, sondern durch Beiträge der am Konsortium beteiligten Bibliotheken finanziert werden, erhöht sich auf der Seite der Bibliotheken der Organisations- und Verwaltungsaufwand unverhältnismäßig. Das oben gesagte zu Einzeltiteln gilt analog.

Beurteilung: Wenn die zentralen Mittel oder die Mittel der einzelnen Universitäten derart durch Konsortialverträge mit Großverlagen gebunden werden, so bleibt bei insgesamt begrenzten Mitteln kein Geld mehr übrig, um Zeitschriften anderer Verlage zu kaufen. Es setzt sich die bereits bestehende Monopolisierung fort. Es kann außerdem nicht hingenommen werden, dass bei begrenzten Mitteln immer mehr zu Lasten der Monographien und sonstigen Forschungsmittel in Zeitschriften investiert werden muss. Dokumentlieferung und Fernleihe wird bei elektronischen Zeitschriften von den Verlagen ausgeschlossen oder mit prohibitiven Aufschlägen belegt oder technisch erschwert bzw. ganz verhindert.

Die andere Entwicklung scheint dahin zu gehen, dass die genannten Verlage sowohl den Zwischenhandel als auch die Bibliotheken als künftige Anbieter von Zeitschriften ausschließen. Sie werden in Zukunft nur noch individuelle Endnutzer bedienen. Vorstellbar sind zwei mögliche Geschäftsmodelle:

1. Der individuelle Endnutzer (z.B. ein Wissenschaftler) kann einen pauschalen Lizenzvertrag für eine bestimmte Dauer schließen und hat in dieser Zeit (elektronischen) Zugriff auf bestimmte Zeitschriftenaufsätze.
2. Der individuelle Endnutzer muss jeden Zugriff auf einen elektronischen Text separat bezahlen, wobei die Preisstaffelungen zwischen Zugriff auf die bibliographischen Daten, den Abstract und den Volltext unterscheiden. Selbstverständlich ist der letzt genannte der teuerste.

Bewertung: Durch solche Geschäftsmodelle werden Benutzer, die nicht über die erforderlichen Mittel verfügen, vom Zugriff komplett ausgeschlossen. Bei rein elektronischen Angeboten können vor allem bei der Variante 2 die Preise vom

Verlag frei und nachfrageabhängig gestaltet werden. Soweit Verlage sich aus dem Printgeschäft zurückziehen und bei aktuellen Zeitschriftenaufsätzen ausschließlich auf die elektronische Form setzen, wird es für den Endnutzer keinerlei Möglichkeit mehr geben, sich Aufsätze über Dokumentlieferung oder Fernleihe zu beschaffen. Dies würde nur noch bei älterer Literatur gehen.

Die Fronten scheinen zumindest zwischen Verlagen und Bibliotheken ziemlich verhärtet. Hinzu kommt für Bibliotheken der rigorose Sparkurs der Unterhaltsträger. So kommt es, dass Jahr für Jahr in den Bibliotheken weniger Zeitschriften gehalten und weniger Neuanschaffungen bei Monographien getätigt werden, obwohl doch eigentlich die Zahl wissenschaftlicher Publikationen jährlich steigt. Als Konsequenz haben die Nutzer von Bibliotheken, Wissenschaftler ebenso wie Studenten und sonstige Nutzer, Zugriff auf einen immer kleiner werdenden Anteil der wissenschaftlichen Informationen.

Die wissenschaftliche Kommunikation gerät damit in einen Belagerungszustand, doch noch scheint dies die meisten Wissenschaftler nicht zu stören. Dann machen wir eben e-only wird mir im Zusammenhang mit Zeitschriften oft in entsprechenden Diskussionen entgegengehalten. Häufig muss man erst mal klarmachen, dass dies etwa genau so viel kostet, wie nur die gedruckte Ausgabe zu beziehen. Es sind eben nicht nur die zwanzig Prozent Aufpreis auf ein Druckabonnement, die dann verlangt werden. Man muss der Wissenschaft und den Unterhaltsträgern eigentlich immer wieder von Neuem klarmachen, dass wissenschaftliche Information in den letzten Jahrzehnten weltweit zu einem Milliarden-Euro-Geschäft geworden ist, bei dem einige Verlage Preissteigerungen zwischen 10 und 20 Prozent fast routinemäßig über Jahre vorgenommen haben. Bis die Bibliotheken aufgeschrien haben, endlich, ist man versucht zu sagen!

Tatsache ist doch, dass die Bibliotheken in der Klemme sitzen. Sparen wir bei Monografien und Lehrbüchern, leiden die Studenten. Werden Zeitschriften abbestellt, wird es für Forscher schwieriger, schnell und direkt einen Fachartikel zu bekommen. Daran haben auch die elektronischen Publikationsmöglichkeiten nichts geändert. Aber warum ist das so? Was steckt dahinter?

In den letzten 30 bis 40 Jahren ist die wissenschaftliche Informationsflut kontinuierlich gestiegen. Insbesondere im STM Bereich kann man wohl von einem regelrechten Boom sprechen.

Wissenschaftliche Forschung ist wohlüberlegt kumulativ angelegt und unmittelbar in ihrer Auswirkung. Forscher in diesen Bereichen arbeiten direkt mit den Ergebnissen und Daten anderer Wissenschaftler, auch oder gerade wenn sie in unmittelbarem Wettbewerb stehen. Sie sind deshalb auf schnelle und qualitativ hochwertige Informationen angewiesen. Kommerzielle Verleger haben frühzeitig die Gewinnträchtigkeit dieses wissenschaftlichen Informationsmarktes erkannt, und ihre „Claims“ abgesteckt. Das gilt auch für elektronische Publikationen. Nicht unbedingt der freie Austausch von

Information, wie in früheren Wissenschaftsgesellschaften, sondern der Profit stehen jetzt im Vordergrund.

Wissenschaftler gestalten die wissenschaftlichen Informationen und sie garantieren für die Qualität. Sie und ihre Studenten benutzen alle verfügbaren Informationsangebote für ihre jeweiligen Ziele. Verleger verwalten die Produktion der Informationen und Bibliotheken sorgen für die Verteilung, Buchhandel bzw. Großhändler bleiben zunächst unberücksichtigt. Obwohl Verlage unbestritten einen Mehrwert in den Prozess einbringen (z.B. Organisation des peer review), sollten sie das System eigentlich nicht kontrollieren. Eigentlich sollten dies die Produzenten und Nutzer, nämlich die Wissenschaftler tun. Aber in Wirklichkeit kontrollieren die Verlage durch ihre Preis- und Copyright-Politik das System. Dies ist den meisten Wissenschaftlern nicht bewusst oder es ist ihnen egal. Bei einem Workshop „Mehrwert wissenschaftlicher elektronischer Zeitschriften“ im letzten Oktober in der Universitätsbibliothek Stuttgart äußerten die anwesenden Wissenschaftler sehr deutlich, dass sie bei dem jetzigen System Autor- (Zeitschriften)Verleger- (Handel)- Bibliothek- Nutzer bleiben wollen. Weil ja die in kommerziellen Verlagen erscheinenden Zeitschriften in der Regel so viel angesehener seien. Der Zugriff sollte außerdem am Besten sowohl auf die gedruckte als auch die elektronische Form möglich sein. Und die gleichen Wissenschaftler sitzen in den Senaten oder Universitätsräten oder in welchen Entscheidungsgremien auch immer und beschließen Kürzungen des Bibliotheksetats.

Können Hochschulen und Universitäten sicherstellen, dass ein effektiver und effizienter Informationsaustausch auch in Zukunft stattfindet? Im Bereich, der oft über das Schlagwort „To Publish Or Perish“ definiert wird, hauptsächlich Naturwissenschaften, Technik und Medizin (STM), geht es wirklich um Zugang, Kosten und Kontrolle. Der STM-Markt wird beherrscht von am Profit orientierten Verlagen, das gilt auch oder gerade für den Bereich der elektronischen Publikationen. Haben wir jetzt den Feind ausgemacht? So einfach ist es nicht, und ich möchte das im Folgenden etwas näher beleuchten.

Was ist eigentlich mit den Geistes- und Sozialwissenschaften? Wenn man genauer hinschaut, so scheint es, als ob diese von den elektronischen Veröffentlichungen ausgeschlossen wären.

Während des größten Teils des letzten Jahrhunderts war es für die verschiedenen Teilnehmer am wissenschaftlichen Publikationsprozess möglich, Geisteswissenschaftler wie Naturwissenschaftler, ebenso wie Techniker oder Sozialwissenschaftler, sich als Partner in einem verteiltem wissenschaftlichen Informationssystem zu sehen. Einzelne Fakultätsmitglieder und wissenschaftliche Gesellschaften, und zwar unabhängig von Disziplinen, zusammen mit akademischen Zeitschriften, Universitätsverlagen und Universitätsbibliotheken verstanden sich als mehr oder weniger verbunden in einem Netz aus Wertschöpfung und Dienstleistung. Jeder mit einer spezifischen Aufgabe wie Produzieren, Bewerten, Verteilen, Verzeichnen und Archivieren der wissenschaftlichen Erkenntnisse betraut.

Ich behaupte, dass es während der letzten 30 Jahre des 20. Jahrhunderts eine wirtschaftliche Trennung zwischen verschiedenen Arten der Wissenschaft gegeben hat, und das die praktischen, umsetzbaren Fortschritte in den Naturwissenschaften, der Technik und der Medizin höher bewertet wurden als Forschungsergebnisse auf den Gebieten der Literatur- und Sprachwissenschaften, der Geschichte, Politik, Philosophie oder gar der Kunst. So sind an unseren Universitäten zwei Gruppen von Wissenschaften entstanden, eine, die sich der Aufmerksamkeit und Unterstützung sicher sein konnte und eine, bei der das eben nicht der Fall ist. Die Tatsache, dass die notwendigen Investitionen für Forschung im Bereich STM wesentlich höher sind als in den Geistes- und Sozialwissenschaften hat nicht gerade dazu beigetragen, die wechselseitigen Missverständnisse und Ressentiments abzubauen.

Hinzu kommt, dass viele Universitäten und wissenschaftliche Gesellschaften in den späten 60er und 70er Jahren einen großen Teil der Management- und Produktionsfunktionen für wissenschaftliche Informationen in Zeitschriften in den Natur- und den sogenannten angewandten Wissenschaften an kommerziell ausgerichtete Verlage abgegeben haben, die diese auch gern angenommen haben. In der jüngeren Vergangenheit, etwa seit 15 Jahren, haben veränderte Technologien und die stark steigenden Subskriptionspreise von Zeitschriften eben dieser stark Profit-orientierten Verlage, die traditionellen Partnerschaften gesprengt. (Fast könnte man auch sagen: gegeneinander aufgehetzt.)

Geistes- und Sozialwissenschaftler fühlen sich oft regelrecht hintergangen, wenn sie die Budgetverteilung ihrer jeweiligen Universitätsbibliotheken analysieren. Viele Geistes- und Sozialwissenschaftler glauben, dass die Erwerbungsmittel zu Lasten ihrer Fächer umverteilt wurden, um die steigenden Kosten bei elektronischen und gedruckten natur- und technikwissenschaftlichen Zeitschriften zu decken. Ich kann nur sagen, so ganz Unrecht haben sie nicht.

Die hohen Investitionen in Infrastruktur und Ausrüstung, die elektronisches Publizieren in der Wissenschaft erst ermöglicht haben, wurden letztlich durch die Unterhaltsträger gezahlt. Entweder direkt oder indirekt über Preissteigerungen. Deutlich wird, die Geistes- und Sozialwissenschaften haben davon weniger profitiert. Einige fürchten sogar, dass der besondere Anspruch der Forschung in den Naturwissenschaften, der Technik und Medizin, mit der Betonung der Zweckmäßigkeit der Verbreitung, ein bedenkenswerteres Modell von Wissenschaft verdrängt, in dem die Veröffentlichung eines Einzelnen dazu dient, in einem bestimmten Gebiet, den Stand der Wissenschaft weiterzuentwickeln, auszuweiten oder neu zu definieren.

In der dominierenden Sichtweise unbedingter Wirtschaftlichkeit wissenschaftlicher Publikation, haben die Geistes- und Sozialwissenschaften darunter zu leiden, dass sie permanent unterbewertet werden. Das fängt bei den Publikationsmöglichkeiten an, geht über wissenschaftliche Gesellschaften als Verleger und Universitätsverlage weiter zu den Universitäten selbst und endet schließlich bei der Wahrnehmung in der Öffentlichkeit.

Die Möglichkeiten des Internet, insbesondere Email und gemeinsame Nutzung von Files haben die Bedeutung wissenschaftlicher Kommunikation verändert, weg von der Gruppe, die generell ortsgebunden mit gedruckten Dokumenten oder in einem Labor arbeitet, hin zu international arbeitenden Gruppen von Wissenschaftlern, die durch gemeinsame Forschungsinteressen gebunden sind. Aber obwohl inzwischen auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften das Internet stärker genutzt wird, waren (und sind es immer noch) gerade Wissenschaftler aus diesen Bereichen eher zögernd, das Netz als eine eigenständige Möglichkeit für wissenschaftliche Publikationen zu akzeptieren. Ein Grund ist sicherlich die Schwierigkeit der Qualitätsbewertung von Internetquellen. Aber diese existiert in den anderen Wissenschaften ebenso. Wesentlicher erscheint mir, dass es für Geistes- und Sozialwissenschaftler wesentlich schwieriger ist, Mittel für experimentelle Anwendungen des neuen Mediums zu erhalten. Das ist im STM Bereich wesentlich einfacher und deshalb konnten hier alternative Formen der elektronischen Publikation und Verbreitung erprobt werden.

In den letzten Jahren sind hier bemerkenswerte Beispiele alternativer Veröffentlichungsmöglichkeiten entstanden, SPARC ist nur ein Beispiel, und als zu letzt entstandenes wohl BioMedCentral. Nur leider werden sie immer noch viel zu wenig genutzt und entsprechende Initiativen im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften sind mir nicht bekannt. Mit Ausnahme vielleicht des „Project MUSE“ der John Hopkins University, das immer noch als frühester Versuch zu sehen ist, Geisteswissenschaftliche Zeitschriftenliteratur online anzubieten. Hier fehlt es wohl an Öffentlichkeitsarbeit.

Ich möchte es bei diesem Beispiel belassen, man könnte sicherlich noch einige Probleme aufzeigen. Das sprengt sicherlich aber den Rahmen dieser Veranstaltung, ich wollte ja auch nur verdeutlichen, dass es mit den Feindbildern so einfach nicht ist. Alle Teilnehmer am Informationsprozess sehen sich steigenden Kosten und von außen auferlegten Sachverhalten gegenüber: jeder sieht den raschen Wechsel der Möglichkeiten wissenschaftlicher Information, jeder möchte proaktiv tätig werden, um die freie Information zu erhalten, wohl wissend, dass es an den Ressourcen fehlt um alle Vorstellungen zu befriedigen. Hinzu kommt, dass über die Bedeutung von „frei“ durchaus noch gestritten wird.

Worin besteht aber die Aufgabe für uns Bibliothekare?
In anderen Worten, ist es unsere Aufgabe der Wissenschaft klarzumachen, welche Chancen sie versäumt? Ich meine ja, hier haben wir die beste Möglichkeit, Verbündete zu gewinnen. Wir müssen aufzeigen, dass Geld verdienen niemals das erste Ziel irgend einer Wissenschaft war und sein kann. Forschung und Wissenschaft brauchen schon an sich Unterstützung und Markterfolg sollte niemals der einzige Bewertungsmaßstab für eine wissenschaftliche Publikation sein. Wenn es sonst niemand tut, müssen wir unsere Stimme erheben und die eigentlichen Anforderungen an das wissenschaftliche Publizieren erneut in das Bewusstsein der Öffentlichkeit rufen. Ich glaube, ein wichtiger Teil dieses Prozesses ist es, die schöpferischen Möglichkeiten elektronischer Publikationen der Wissenschaft anzubieten, und

zwar einerseits als Ergänzung und andererseits als Ersatz gedruckter Publikationen. Es ist dazu nicht notwendig, ein spezifisches Modell zu entwickeln, sondern sich in eine fortlaufende Diskussion einzubringen, wie man die Kontrolle über Inhalte und Kosten der wissenschaftlichen Information in einer sich schnell verändernden Publikationsumgebung behalten kann.

Die Prinzipien eines Systems zur Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnis auch unter den Bedingungen elektronischer Möglichkeiten unterscheiden sich eigentlich nicht von denen der Druckumgebung:

- Der Zugang zu wissenschaftlichen Ergebnissen muss ohne Hindernisse möglich sein für heutige und zukünftige Interessierte aller Art.
- Das System sollte eine Qualitätssicherung gewährleisten und eine Einschätzung der wissenschaftlichen Ergebnisse zulassen.
- Die Verbreitung der Ergebnisse sollte sowohl den größt möglichen Umfang berücksichtigen, als auch einen vernünftigen Preis.

Ich glaube, dass sorgfältige und abgestimmte Anstrengungen aller Beteiligten, das digitale Medium zum zukünftigen Ort der wissenschaftlichen Ergebnisse machen werden. Und ich betone nochmals, dass ich die Bibliothekare als wichtige „action agents“ ansehe.

Was können wir also tun, oder besser was sollen wir tun? Ich habe sicherlich kein Geheimrezept, aber einige Punkte möchte ich doch anführen, die in einigen Bereichen schon erste Erfolge gezeigt haben.

- Die Basis derjenigen, die wissenschaftliche Informationen nutzen, sollte verändert beziehungsweise erweitert werden.
- Untersuchen Sie, welche technischen Möglichkeiten Sie anbieten können, um einmal die Zahl derer, die elektronisch auf wissenschaftliche Ergebnisse zugreifen können, zu erhöhen und zweites die Zahl und Art der Dokumente zu vergrößern.(Ich denke hier an Projekte wie z.B. JSTOR)
- Verteidigen und erhalten Sie die Bedeutung des akademischen „peer review“ als Ausdruck der Qualitätssicherung.
- Etablieren Sie wo immer möglich aktive und andauernde Partnerschaften zwischen den verschiedenen an den Informationen beteiligten Gruppen, um von den jeweils anderen Erfahrungen, Sachverstand und auch finanziellen Ressourcen zu profitieren, denn Veränderungen der Technik und des Marktes gestalten den Ablauf des wissenschaftlichen Publizierens immer wieder neu.
- Unterrichten Sie Wissenschaftler über Copyright Probleme und verwandte Themen.
- Bedenken Sie neue Modelle, um die Kosten für wissenschaftliche Kommunikation, Publikation und Information möglichst zu senken (zumindest aber decken zu können). Dies können Sie nur mit den Unterhaltsträgern und den Anbietern zusammen tun.

Sie glauben, das alles wäre nicht Ihre Aufgabe? Oh doch, und wahrscheinlich noch viel mehr. Schauen Sie sich doch nur einmal die Politik großer Verlage an, und überlegen Sie wie Sie erfolgreich dagegen bestehen können.

Ach eines fällt mir noch ganz zum Schluss ein, um auch auf das Anfangsbild des belagerten Forts zurückzukommen. Wissen Sie durch was die meisten Belagerungen erfolgreich beendet wurden? Verrat!!

Literatur:

Ardoe, A. u.a.: Integrating article databases and full text archives into a digital journal collection. In:*Lecture Notes in Computer Science, Vol. 1513, 1998, S. 641-642.*

Butler, D.: The writing is on the web for science journals in print. In: *Nature, January 21st ,1999.*

Day, Ronald E.: The Modern Invention of Information: Discourse, History, and Power. Carbondale, Ill.: Southern Illinois University Press, 2001. 139 S.

Frazier, Kenneth: The Librarians' Dilemma, *in: D-lib Magazine, März 2001*

Luijendijk, Wim: Die Informationsindustrie. Quo Vadis, *Odok Graz, 25.04.2001*
Online: http://www.uibk.ac.at/sci-org/voeb/odok2001/wiml.pdf

Odlyzko, A.: Competition and Cooperation: Libraries and Publishers in the Transition to electronic Scholarly Journals.
Online: http://www.research.att.com/~amo/doc/eworld.html

Vom Mehrwert wissenschaftlicher Zeitschriften - Vortrags- und Diskussionsveranstaltung der Universitätsbibliothek Stuttgart am 16. Oktober 2001. Hrsg. Werner Stephan. Stuttgart 2002.
Online: http://opus.uni-stuttgart.de/opus/portal/1037/